

Als Nächstes lud er mich auf einen Drink ein.

»Wollen Sie Ihrem Magengeschwür was Gutes tun?«, fragte ich. »Sie sollten vorsichtig sein mit Einladungen an blutverschmierte Frauen. Vielleicht bin ich ja eine Mörderin ...«

»Wie aufregend – ich hatte noch nie eine Verabredung mit einer Mörderin ...«

Eine Verabredung. Herrlich altmodisch. »Ich sage nur zu, wenn Sie Lillipoo mitbringen.«

Ich kramte in meiner Handtasche nach einem Kassenzettel, auf dem keine peinlichen Artikel wie Tampons aufgelistet waren, und schrieb meine Telefonnummer auf die Rückseite. Er steckte sie ein und sagte aufrichtig besorgt: »Ich hoffe, es geht alles gut da drin.«

»Danke.«

Dann marschierte er mit Lillipoo unter dem Arm los.

Peter und ich gingen ein Jahr miteinander, bevor wir zusammenzogen. Ripken zog ebenfalls mit ein. Die Operation war kostspielig gewesen. Die Besitzer, die ich nie kennengelernt hatte, im Geist aber noch immer mit Baseball-Kappen vor mir sah, hatten den Hund von einer alten Tante übernommen, die in eine Anlage für betreutes Wohnen gezogen war. Wegen seiner starken Blähungen hatten sie ihn im Freien gehalten. Sie wollten nicht für die Operation aufkommen, und sie wollten ihn auch nicht wirklich wiederhaben. Also blieb Ripken bei mir – mein ganz persönlicher alter, pupsender Sportlehrer; mein erster Hund – mit drei Beinen.

Ein Jahr danach verlobten Peter und ich uns und heirateten kurz darauf. Alles war so perfekt durchorganisiert wie ein automatischer Katzenfutterspender. Statt mit glühenden Blicken schaute er mich liebevoll an. Unsere Beziehung war von einer trägen Zufriedenheit gekennzeichnet, die wir uns aufgrund von Peters unerschütterlicher Zuversicht erlauben konnten. Er war von zwei außerordentlich zuversichtlichen Menschen aufgezogen worden, der Art Menschen, denen die statistische Wahrscheinlichkeit für gewöhnlich den Dämpfer versetzt, dass man nicht ewig leben kann, ohne eine Tragödie zu erfahren. Aber seine Eltern – Gail und Hal Stevens – stellten die Ausnahme von dieser Regel dar: Sie blieben von allem verschont, hatten eine Art Schlupfloch, eine Nische für sich gefunden. Ihre eigenen Eltern waren nach einer dezenten Ankündigung gestorben – ihnen war gerade genug Zeit geblieben, um Abschied zu nehmen, aber nicht so viel, dass sie wirklich gelitten hätten. Metaphorisch gesprochen stürzten immer wieder Bäume auf die Häuser ihrer Nachbarn, doch ihr Haus wurde verschont. Wenn auch nicht tiefreligiös, so waren die Stevens doch regelmäßige Kirchgänger, und sie waren davon überzeugt, dass Gott sie bevorzugte, indem er ihnen geistige Behinderungen, Autounfälle, Krebs, Selbstmord, Drogensucht und dergleichen ersparte. Sie gingen davon aus, nicht einfach nur Glück zu haben, sondern auserwählt zu sein, und diesen festen Glauben gaben sie an Peter weiter. Und ich liebte diese feste Burg, die Nische, in die ich durch die Heirat aufgenommen wurde, liebte den Airbag des Auserwähltseins, denn er versprach uns lebenslangen Schutz. Das Leben mit Peter war so sicher wie ein fabrikneuer Volvo.

Die gemeinsame Zeit vor unserer Heirat und das erste Jahr danach waren gut. Wir aßen Bagels und tranken Gourmet-Kaffee aus Seattle. Ich nahm wieder einen Job im Marketing-Bereich an, weil ich fand, dass ich erwachsen werden musste. Warum sollte ich einen Abschluss in Psychologie machen – die ganze Schwafelei hatte mir doch letztendlich überhaupt nichts gebracht, oder? Nein. Aber Peter – Peter und seine Nische. Meine Therapeutin mit den unnatürlich großen Augen ging in den Ruhestand, und ich suchte mir keine neue. Ich war froh, ihrem Blick entkommen zu sein. Menschen, die in einer Nische leben, brauchen keine Therapie. Außerdem war Peter Anästhesist, ich lernte die Vorzüge einer kleinen Glücksspiel kennen, und meine restliche Traurigkeit wurde durch ausufernden Konsum betäubt. Wir schufen uns ein hübsches Nest mit Travertin- und Marmor-Akzenten, mit Sofas und Beistelltischen und niedrigen Kommoden und Espressomaschinen. Wir waren regelrecht süchtig nach Stielgläsern. Ich lernte, Bananas Foster zuzubereiten, dieses wundervolle Dessert, bei dem die Bananen zuerst karamellisiert und dann flambiert werden, und wenn wir Gäste zum Dinner hatten, war ich für das Flambieren zuständig. Was für eine wunderschöne blaue Flamme.

Dachte ich während dieser Zeit irgendwann an Elliot Hull – daran, wie er mich im Schein der Neonröhren in der Bibliothek angesehen hatte, wie er, auf einen Ellbogen gestützt, neben mir auf dem Rasen des Campus gelegen oder mich im Schummerlicht jener schmutzigen Bar betrachtet hatte? Ja, das tat ich. Ich schwelgte in diesen Erinnerungen, wenn ein bestimmter Song im Radio lief, wenn meine Gedanken zu den ungeordneten Verhältnissen in meiner Vergangenheit schweiften. Elliot Hull war keine nebulöse Erinnerung, nicht irgendein verschwommenes Gesicht. Er war präsent. Greifbar. Und ich erinnerte mich, dass er mir nicht die liebevollen Blicke geschenkt hatte, die ich von Peter kannte. Nicht einmal die intensiven meiner Therapeutin mit den unnatürlich großen Augen. Nein. Elliot schaute mich mit seinem ganzen Körper an, wobei er mich weniger *ansah* als in mich *hinein*. Er war zu intensiv – unhöflich intensiv. Er hätte niemals lernen können, Liebe einzuteilen und in angemessenen Dosen zu verabreichen. Er hätte sie in einem Schwall über mich ausgegossen, wenn ich ihn gelassen hätte – zu viel, zu viel, zu viel.

### 3

Am Abend der Party stand ich im Bad vor dem Spiegel und tuschte mir die Wimpern. Ich trug nichts als ein lavendelfarbenes Set aus BH und Slip, das meine blasse Haut noch blasser wirken ließ. Sonne ist nichts für mich. Nach einem Tag am Strand bin ich zuerst rot wie ein gekochter Hummer und anschließend sommersprossig wie eine Regenbogenforelle. Dann lieber blass. Das Neonlicht im Bad war nicht gerade schmeichelhaft. Peter und ich lebten in Canton, einem Yuppie-Viertel im südöstlichen Teil von Baltimore, in einem älteren, zu Luxuseigentumswohnungen umfunktionierten ehemaligen Mietshaus. Die Renovierungsmaßnahmen sollten den altmodischen Charme – Holzböden und schwere Türen – eigentlich nicht verdrängen, doch sie taten es. Ein Beispiel war die Beleuchtung. Viel zu hell. Ich vermisste die schummrige Behaglichkeit schwacher Glühbirnen. Ripken lag auf der Duschvorlage. Er spürte, wenn ich nervös war, und blieb dann in meiner Nähe. Ich schaute zu ihm hinunter, und er schaute zu mir auf. Schließlich legte er den Kopf schief und versuchte, sich mit seinem Beinstumpf am Ohr zu kratzen. Ich bückte mich und tat es für ihn. Mir war nicht wohl bei der Aussicht, Elliot wiederzusehen. Würde ich in Peters Gegenwart schamlos mit ihm flirten? Würde ich wieder wie früher werden, würde mein jetziges Ich von mir abfallen wie eine Mumienbandage und sich in einem wirren Haufen auf dem Boden türmen? Ich wollte nicht Elliot Hulls persönliche Betreuerin sein müssen oder mich in eine endlose nervige Unterhaltung verwickeln lassen. Würde Peter mich retten? »Wir brauchen eine Art Code«, rief ich ins Schlafzimmer hinüber.

»Einen Code? Wofür?«, rief Peter zurück, der sich dort anzog. Ich hörte seine Gürtelschnalle klimpern.

»Dafür, dass du nicht wieder etwas Unbedachtes tust, wie einem Fremden den Weg zu uns zu beschreiben.«

»Er ist kein Fremder. Ihr wart doch auf dem College befreundet, oder?«

»Nicht wirklich.« Womit ich meinte, dass wir gleichzeitig weniger als Freunde und gleichzeitig mehr als Freunde gewesen waren. Es sollte ein Wort dafür geben.

»Dafür kann ich aber nichts, Gwen.« Peter seufzte theatralisch.

Ich streckte meinen Kopf zur Schlafzimmertür hinein. »Ich danke dir, heiliger Peter von den wandlungsfähigen Seufzern.« Peter verstand es auf unnachahmliche Weise, Enttäuschung durch einen Seufzer auszudrücken. Aber nicht nur das. Er konnte mittels Seufzern ganze Abhandlungen darüber formulieren, wie anstrengend ich manchmal war. Er konnte die Geschichte unserer Beziehung seufzen und somit schildern, wie wir es bis zu diesem Moment meiner überwältigenden Nervigkeit geschafft hatten. Er konnte dreistimmige Harmonien seufzen oder eine ganze italienische Oper. Manchmal nannte ich ihn nach so einem grandiosen Seufzer den »großen seufzenden Tenor« oder schlicht Pavarotti.

»Immerhin hast *du* ihn eingeladen.«

Ein Blick in den Spiegel. Mein Gesicht sah zugekleistert aus. Ich hatte zu viel Make-up aufgetragen. Das mache ich hin und wieder. Es entspringt dem Wunsch zu verschwinden, der übermächtig wird, wenn ich nervös bin. Da ich ein nervöser Mensch bin, sehe ich oft zugekleistert aus. »Ich habe ihn *nicht* eingeladen. Das hat er nur behauptet.«

»Warum hast du ihm nicht einfach gesagt, dass du ihn nicht auf der Party sehen willst?«

Ich hatte es nicht gesagt, weil ich ihn ebenso sehr sehen wollte wie nicht. Es erschreckte mich, wie unser Wiedersehen in der Eisdiele mich umwarf. Ich dachte an Elliot Hull mit den unförmigen Rapper-Shorts, der Baseball-Kappe und dem charakteristischen verschmizten Lächeln. Ich stellte mir vor, wie er so in einem Hörsaal eines fünftklassigen Community College stand und ein riesiges Eis in einer Waffeltüte schleckte, während er mit einer Hand in der Tasche Heidegger zitierte. »Er ist bestimmt kein übler Kerl. Er ist Philosoph. Ich meine – in der Philosophie findet man doch keine üblen Kerle, oder?«

»Ich denke, üble Kerle findet man überall«, erwiderte Peter. Er war fest davon überzeugt, dass die Menschen von Grund auf schlecht waren und dagegen ankämpfen mussten. Im Allgemeinen sprach er nicht darüber, also war diese Bemerkung ein Vertrauensbeweis.

»Da hast du wahrscheinlich recht«, erwiderte ich.

»Geh ihm einfach aus dem Weg.«

Ripken pupste, fuhr herum und schnappte nach seinem Furz. Ich tat mein Bestes, um seine Flatulenzen durch entsprechende Ernährung zu minimieren, aber manchmal durchwühlte er den Mülleimer oder klaute einen Schokoriegel aus meiner Handtasche, und schon ging es wieder los.

Ich bedachte ihn mit einem strafenden Blick und verließ das Bad. Peter trug ein kurzärmeliges, blau-weiß kariertes Altmännerhemd mit Button-down-Kragen und Brusttasche. »Das Hemd erinnert mich an Dr. Fogelman«, sagte ich.

»Den Nachbarn deines Vaters?«

»Ja.« Mein Vater wohnt seit mehr als dreißig Jahren neben den Fogelmans. Fogelman ist sein Zahnarzt. Leider ist er kein guter Zahnarzt. Ständig muss mein Vater sich neue Kronen einsetzen und Wurzelkanäle nachbehandeln lassen, weil es beim ersten Anlauf nicht richtig geklappt hat. Er leidet seit Jahrzehnten Schmerzen, nur weil er Dr. Fogelman nicht kränken will. Dr. Fogelman hortete in Vorbereitung für das Jahr-2000-Problem, den weltweiten Katastrophenfall zum Millennium, in seinem Keller vom Boden bis zur Decke Konserven, Wasserflaschen und Medikamente, und nachdem die Jahrtausendwende störungsfrei über die Bühne gegangen war, ernährten er und seine Frau sich ein geschlagenes Jahr ausschließlich aus Dosen. »Manchmal muss man sich durch schlechte Investitionen eben durchbeißen«, sagte er einmal zu mir. Dr. Fogelman ist ein Pessimist mit ungepflegten Zähnen und einem Überbiss, und Mrs. Fogelman steht unverbrüchlich zu ihm, auch wenn sie ihn hinter seinem Rücken »alter Scheißer« nennt.

»Bitte zieh das Fogelman-Hemd aus«, sagte ich zu Peter. »Es deprimiert mich.« Noch immer nur in Unterwäsche setzte ich mich auf die Bettkante. »Es gibt mir das Gefühl, dass wir ein altes Ehepaar sind ...«

»Wie die Fogelmans?«

Ich nickte und zupfte nachdenklich an der Tagesdecke. War das die Tagesdecke eines alten Ehepaars?

»Ich mag das Hemd. Es ist retro.«

Es war nicht retro. Es war langweilig. Ein feiner Unterschied, der sich ihm nicht erschließen würde. »Vielleicht findet Elliot Gefallen an Helen. Helen ist hübsch«, sagte ich.

»Nur auf Fotos«, widersprach Peter.

»Das gibt es nicht. Hübsch ist hübsch.«

»Ich habe sie auf Fotos gesehen, als wir gerade zusammengekommen waren, und dann hab ich sie kennengelernt und gesehen, wie sie sich bewegt und wie sie lacht. Sie lacht zu laut, und sie klappt dabei jedes Mal buchstäblich zusammen – wie diese kleinen Holzperlen-Knickfiguren.«

»Oh.« Ich fragte mich, warum er mir nie erzählt hatte, wie er über Helen dachte, und wie viele kleine Betrachtungen er noch für sich behalten hatte – vielleicht auch über mich. Ich wusste, dass Peter meine Freundinnen nicht mochte, aber schließlich wusste ich selbst nicht, ob ich das tat. Es fällt mir schwer, mit Frauen befreundet zu sein. Ich konnte nie gut mit den plötzlichen Unterströmungen von Gesprächen umgehen, damit, wie gewichtig eine Unterhaltung zwischen Frauen werden konnte, und das in ganz ruhigem Ton. Frauen besitzen Superfähigkeiten in geschliffenem Dialog, und ich war grundsätzlich die Dumme. Manchmal erkannte ich erst Stunden später, dass ich wieder einmal die Zielscheibe gewesen war – *Hey, Moment mal ...* –, aber dann war es immer schon viel zu spät für eine Reaktion. Helen war besonders tückisch. Sie war noch immer Single und ließ das neuerdings an uns aus. Noch vor ein paar Jahren hatte sie uns, ihre verheirateten Freundinnen, mit Sympathie überschüttet, einen Freund nach dem anderen zu unseren Hochzeiten angeschleppt und ausgelassen getanzt. Doch dann fing sie an, ihren Männergeschmack infrage zu stellen. Und jetzt stellte sie den Geschmack der Männer infrage. Sie schien unsere Ehen als Provokationen zu verstehen und war offensichtlich auf Krawall aus. Mit mir hatte sie ein leichtes Spiel. Sie erwischte mich jedes Mal mit offener Deckung, weil ich gar nicht daran dachte, mich zu schützen. Das schrieb ich dem Fehlen einer Mutterfigur in meinem Leben zu. Ich gehe davon aus, dass Mütter ihren Töchtern beibringen auszuweichen und Angriffe zu parieren, und diese Lektion hatte ich nicht gelernt.

»Vielleicht *mag* Elliot diese Knickfiguren«, sagte ich. Peter antwortete nicht.

»Wie wär's mit Nasereiben?«, bohrte ich weiter.

»Statt Küssen – wie die Eskimos? Warum sollten wir das tun?«, fragte er.

»Ich meine nicht *aneinander* – ich meine unsere *eigene* Nase. So, siehst du?« Ich machte es ihm vor. »Als Code! Dann wüsstest du, dass du mich retten musst, falls Elliot Hull mich auf der Party bedrängt.«

»Und was ist, wenn du dir die Nase reiben musst, weil sie *juckt*? Bei deinen vielen Allergien ...« Peter dachte immer praktisch.